

TRANSKRYPCJA NAGRAŃ

Aufgabe 1

Aussage A

Ich war zwei Jahre in Westafrika unterwegs. Nach diesen zwei Jahren hat mir die Vorstellung, wieder in Deutschland zu leben, eine Riesenfreude gemacht. Ich sehnte mich danach, wieder in alte Muster und die liebe Routine zu fallen. Vor der Reise habe ich als Journalistin gearbeitet und das möchte ich jetzt fortsetzen. Während der Reise habe ich mich sehr verändert. In Afrika bin ich viel offener geworden und das wollte ich mir unbedingt bewahren. Ich möchte jetzt das Alltägliche genießen. Deshalb bin ich voller Lebensfreude nach Hause zurückgekommen. Einen festen Wohnsitz zu haben, bereitet mir momentan die größte Freude. Ich liebe mein altes Haus, als wäre es ein neues.

Aussage B

Ich habe mich sehr auf das Nachhausekommen gefreut. Am Ende meiner zweijährigen Weltreise war ich müde und hatte Heimweh. Nach der Rückkehr habe ich aber schnell gespürt, dass ich nicht mehr in mein altes Leben passte. Wenn ich mich mit meinen Freunden traf, fehlten uns gemeinsame Gesprächsthemen. Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet. Nach der Rückkehr habe ich mich zum ersten Mal in meinem Leben so richtig mit mir selbst beschäftigt. Mir wurde klar, wie fremdbestimmt ich früher immer gelebt hatte. Meinen Ingenieursjob, den ich wahrscheinlich noch bis zur Rente hätte machen können, wollte ich nun nicht mehr. Mittlerweile arbeite ich als Hundetrainer und Surflehrer. Wenig Geld zu haben, bereitet mir keine Sorgen. Je weniger ich besitze, umso leichter und freier fühle ich mich.

Aussage C

Vor dem Nachhausekommen nach einer zweieinhalbjährigen Weltreise hatte ich ziemlichen Respekt. Bevor ich auf die Reise ging, hatte ich meinen Job als Designerin in einer Agentur aufgegeben und meine Wohnung verkauft. Zum Glück konnte ich nach meiner Heimkehr die Kellerwohnung bei meiner Mutter beziehen. Ich habe mich als Designerin selbstständig gemacht und muss sagen: Diesen Schritt hätte ich viel früher wagen sollen. Meine Reise empfinde ich rückblickend als großes Abenteuer. Ich glaube nicht, dass ich mich durch die Reise verändert habe. Ich bin noch immer die Alte. Der einzige Unterschied: Nach der Heimkehr habe ich den Bund fürs Leben geschlossen. Zehn Monate später ist meine Tochter zur Welt gekommen.

Aussage D

Dass ich am Ende meiner Europatour in ein neues Leben starten würde, war mir klar. Ich wusste nur nicht, wo. Seit Juni lebe ich in einem sehr netten Dorf zwischen Lüneburger Heide und Wendland – einer mir komplett unbekanntem Gegend, die meine Freunde für mich ausgewählt haben. Die Wohnungsbesichtigung haben sie auch für mich gemacht. Es ist schon irre, aber alles ist so, wie ich es mir erträumt habe. Ich wurde im Dorf herzlich aufgenommen. Es ist toll, unbeschwert draußen sitzen und im Grünen sein zu können, wann immer man es sich wünscht. Aber der Alltag holt einen schneller ein, als man denkt. Ich werde nach Hamburg in meine alte Agentur pendeln müssen. Ob ich auch ohne die Tour auf dem Land gelandet wäre? Gut möglich. Die Reise hat mir auf jeden Fall gezeigt, dass im Leben eigentlich alles möglich ist.

Aufgabe 2

Text 1

Mehrsprachigkeit liegt im Trend. Wer polyglott ist, hat nicht nur bessere Chancen im Job und taucht einfacher in fremde Kulturen ein. Eine solche Person soll auch flexibler im Denken und schneller im Kopf sein. Selbst die Anfälligkeit für Alzheimer soll der Multilinguismus verringern.

Bilinguale oder trilinguale Einrichtungen für Kinder gewinnen in Deutschland immer mehr an Popularität. Viele Eltern sind bereit, für die bilinguale Ausbildung ihrer Kinder jeden Monat Schulgeld zu zahlen. Als erfolgreichste Lernmethode in den Kitas gilt das sogenannte Immersionskonzept. Immersion meint das Eintauchen in eine Sprache. Bei dieser Methode ist die neue Sprache die Arbeits- und Umgangssprache, wobei nach dem Prinzip „eine Person – eine Sprache“ ein Lehrer nur Deutsch spricht, der andere z. B. nur Englisch oder Französisch. Jeder Erzieher bleibt also bei einer Sprache, an der sich die Kinder orientieren und die sie nachahmen. Die Kinder lernen Wörter durch Wiederholung und Anwendung, aber nicht durch Übersetzung. Dabei erfassen bilingual unterrichtete Kinder nicht nur nahezu mühelos zwei Sprachen parallel, sie können beide Sprachen auch früh unterscheiden. Neben der Stimme scheinen den Kindern dabei die Mundbewegungen der sprechenden Person zu helfen. Am Ende der Kitazeit beherrschen sie Deutsch und Englisch so gut, dass sie dem Unterricht in der Schule in beiden Sprachen problemlos folgen können. Zwar verfügen mehrsprachige Kinder in den einzelnen Sprachen im Schnitt über einen etwas geringeren Wortschatz als monolinguale Altersgenossen. Ansonsten jedoch lernen sie in derselben Zeit fast doppelt so viel, trilinguale sogar das Dreifache. Früher als bislang gedacht verflüchtigt sich allerdings diese Kompetenz. Zuerst verlieren die Kinder die Fähigkeit, die Laute einer Sprache perfekt zu bilden, später eignen sie sich Grammatik und Vokabular nicht mehr intuitiv an. Viele meinen, dass die optimale Phase zum natürlichen Sprachenlernen die fünf ersten Lebensjahre dauert. Danach lässt sich eine Fremdsprache nicht mehr so leicht wie die Muttersprache erlernen.

Die Meinung, unter den fremden Sprachen würden die Deutschkenntnisse leiden, wird von der Forschung nicht bestätigt. Den anfänglichen Rückstand im Vokabular holen die Kinder im Laufe der Jahre meist auf. Am Ende der Grundschulzeit lesen und schreiben sie genauso gut Deutsch wie Gleichaltrige aus monolingualen Klassen.

Kinder, die bilingual aufwachsen, erlernen eine dritte Sprache überdurchschnittlich gut. Selbst in den fachlichen Kenntnissen erweisen sich Kinder in bilingualen Schulen teilweise als überlegen. Die Wissenschaftler bestätigen, dass der Mensch von Natur aus polyglott ist, die Mehrsprachigkeit steckt ihm in den Genen.

Na podstawie: www.zeit.de

Text 2

Redakteur: Herr Riedmaier, die Volksbank Raiffeisenbank hat das Projekt „Bienen in der Stadt“ initiiert und im Rahmen dieses Projekts einen Bienenstock auf dem Dach des Bankgebäudes in Ingolstadt aufgestellt. Warum?

Riedmaier: Bienen sind ein wichtiger Bestandteil unseres sensiblen Ökosystems und für die Umwelt von unersetzbarem Wert. Unsere Bank ist sich dessen voll bewusst und wird mit eigenen Bienenvölkern aktiv. Uns geht es in erster Linie nicht um den ökonomischen Nutzen der Bienen, sondern um ihre große ökologische Rolle als Bestäuber im städtischen Bereich, auch wenn wir uns auf den hoffentlich schmackhaften Honig freuen. Mit dem Bienenstock auf dem Dach unserer Zentrale wollen wir weder für unsere Bank werben, noch dieses Gebäude einzigartig in der Stadt machen. Wir wollen zeigen, wie wichtig es ist, Bienen in die Innenstädte zu bringen.

Redakteur: Wie kommen die Bienen mit dem Stadtleben zurecht?

Riedmaier: Um sicherzustellen, dass sich die Bienen bei uns wohlfühlen, arbeiten wir mit dem erfahrenen Imker Josef Kaufmann zusammen. Auf dessen Anraten haben wir uns für die Bienenart Carnica entschieden. Herr Kaufmann meint, sie sei friedlich und vertrage sich mit Menschen in der Regel gut. Ihre Honigerträge sind in urbanen Gebieten doppelt so hoch wie in landwirtschaftlichen Gebieten. Das dokumentieren etwa die Statistiken des Deutschen Imkerbundes. Herr Kaufmann hat uns allerdings auch auf die Risiken der Stadtimkerei hingewiesen: Die zunehmende Bienendichte könnte mit der Zeit zum Aussterben anderer Insekten, etwa Hummeln, führen.

Redakteur: Erklären Sie uns zum Schluss noch, wie Ihre Bank das Thema Nachhaltigkeit sonst noch vorantreiben will?

Riedmaier: In der Tat ist die Aktion „Bienen in der Stadt“ nur ein Mosaikstein im Rahmen unseres Nachhaltigkeitsprogramms. Ein weiterer Mosaikstein ist unser Waldstück bei Dollnstein, der Raiffeisen-Wald, der rund 180 Tonnen Kohlendioxid pro Jahr speichert. Um ihn auf die veränderten klimatischen Bedingungen vorzubereiten, forsten wir abgeholzte Flächen mit Bäumen wie Tanne oder Buche auf, die mit Wärme und Trockenheit besser zurechtkommen als die Fichte. Ich möchte es ganz deutlich sagen: Der Nachhaltigkeitsgedanke ist und bleibt fest in unserem Geschäftsmodell verankert und er wird auch in Zukunft ein wiedererkennbares Symbol unserer Marke sein.

Redakteur: Herr Riedmaier, vielen Dank für das Gespräch!

Na podstawie: www.profil.bayern

Aufgabe 3

Moderator: Frau Bart, Sie sind eigentlich Ethnologin und Schriftstellerin. Wie sind Sie da zum Rikschafahren gekommen?

Bart: Ich war schon immer eine absolut leidenschaftliche Fahrradfahrerin und bekennende Autohasserin. Ich halte mich auch viel lieber unter freiem Himmel als drinnen auf.

Moderator: Sie haben sich eine eigene Rikscha gekauft und sind selbstständig. Warum haben Sie sich dafür entschieden?

Bart: Zuerst arbeitete ich zwei Jahre bei meinem Kollegen, der zehn Rikschas hat und dessen Firma sich toll entwickelt. Ich verdiente gutes Geld und musste mich nicht selbst um die Rikscha kümmern, aber ich wollte schon immer eine eigene Firma gründen und unabhängig sein. Der Frust über die Abhängigkeit vom Unternehmen war größer als die Angst davor, sich selbst um die Rikscha kümmern zu müssen. Zuerst musste ich also meine eigene Rikscha kaufen. Ich wollte eine neue, nicht mehr die alte, mit der ich bis dahin gefahren bin. Ich wusste, sie muss die dauerhafte Belastung für mehrere Saisons aushalten, deswegen spielte der Preis keine Rolle.

Moderator: Hat sich die Investition gelohnt?

Bart: Rikschafahren ist für Kunden Luxus. Inklusive Stadtführung wenden die Kunden für eine halbe Stunde 20 Euro auf. Da viele Touristen die Strecken abfahren wollen, die im Reiseführer stehen, war die Rikscha ihren Preis wert.

Moderator: Gibt es Probleme im Straßenverkehr?

Bart: Eigentlich nicht. Die Autofahrer sind aufmerksam, lassen uns rein, lassen uns auch die Vorfahrt. Vielleicht haben sie auch ein bisschen Mitleid mit uns, weil wir uns so abstrampeln. Erstaunlicherweise sind Radfahrer uns gegenüber nicht so nachsichtig. Wir sind manchmal sehr langsam und auf einem engen Radweg ist das Überholen unmöglich. Dann sind die Radfahrer, die immer in Eile sind, intolerant.

Moderator: Sind Sie das ganze Jahr unterwegs?

Bart: Wenn viel los ist, bin ich schon mehrere Monate sechs Tage die Woche unterwegs. Obwohl es ein paar Kollegen gibt, die auch im Winter fahren, mache ich das lieber nicht. Ich habe es ausprobiert und festgestellt, dass mich das zu sehr belastet. Stundenlang auf Kunden zu warten, kostet die meiste Kraft an diesem Job. Das Problem ist, wenn man irgendwo Stunde um Stunde steht. Wenn dann niemand kommt, macht das Wetter schon viel aus. Darauf muss man aber vorbereitet sein. Auf nörgelige Kunden auch, aber die stören mich eigentlich nie.

Moderator: Und noch eine letzte Frage: Schreiben Sie Geschichten über das Rikschafahren?

Bart: Nicht nur über Rikschafahren. Wenn man sich mit offenen Augen durch die Stadt bewegt, erlebt man ständig Sachen, die inspirierend sein können. Erleben kann man überall was, egal ob man Rikscha fährt oder Taxi oder einfach nur durch die Stadt läuft. Dank meinem Stipendium des Deutschen Literaturfonds muss ich in dieser Saison nicht mehr auf die Rikscha. Den ganzen Tag kann ich am Schreibtisch sitzen und an meinem nächsten Roman arbeiten. Nach „Goodbye Bismarck“ und „Deutscher Meister“ wird mein neues Werk aber eine Überraschung für die Leser sein.